

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Im Schweisse deines Angesichtes : Betrachtungen eines Bauernknechtes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Schweisse deines Angesichtes

*Betrachtungen
eines
Bauernknechtes*



Von * * *. Illustriert von Fritz Traffelet

Hüh zsäme! Ob ich damit mehr meine Rosse antreibe oder mich selber, das weiss ich selber nicht. Nötig haben wir's alle drei, dass wir uns gegenseitig aufmuntern. Den ganzen Tag hat es heute geregnet. Tief hängt der Nebel über den Wäldern. Schwer hängen die nassen Kleider an meinen Schultern. Meine Gäule hängen trübselig die Köpfe und suchen am Boden den Schlüssel zum Haferkasten. Hüh zsäme! Es ist noch zu früh. Fünfundzwanzig Fass Gülle haben wir heute zusammen ausgeführt, «Hans und Lisi» und ich. Sechs oder sieben müssen noch aus, bevor's Feierabend gibt. Bei dem aufgeweichten Boden ist das für die Zugtiere ein schönes Stück Arbeit. Das Fass misst 1200 Liter, der Wagen wiegt 800 kg, macht 20 Zentner mit jeder Fuhre, und dazu das Sauwetter.

Hüh zsäme! Eigentlich habt ihr beiden noch das bessere Los von uns dreien. Wenn wir ausspannen, bekommt ihr zu fressen, werdet abgetrocknet, bekommt frische Streue, und bleibt im warmen Stall. Ich aber muss noch in die Käserei, muss für euch zwei sorgen, nachher noch das Gras mähen, dann gibt es erst Feierabend. Ich werde dann drecknass sein, und wenn ich nicht auch in den Stall komme, so habe ich nicht einmal ein warmes Plätzchen.

Früher war es eine Rumpelkammer und ist extra für mich geräumt worden. Weil es ein Fenster hat, gilt es als das beste Knechtenzimmer. In den Gaden, wo der Melker und die andern schlafen, scheint weder Mond noch Sonne. Auf einer Bodenfläche von 12 m² stehen dort drei Betten und schlafen vier Knechte.

Meine Bude ist 5 m lang, 1,8 m breit

und 1,8 m hoch. Darin stehen ein Bett, ein Schrank, ein alter Stuhl und mein Trögli (Koffer). So sind die meisten Gaden ausgestattet. Es gibt aber auch einfachere.

Will ich einmal etwas lesen oder schreiben, so steht mir der Küchentisch zur Verfügung. Macht man nicht länger als etwa bis neun Uhr, hat niemand etwas dagegen. Dann aber wollen die Weiber die Küche aufräumen und schliessen, damit sie ins Bett können. Sind sie guter Laune, da stemmt die Jungfer die Arme in die Seiten und fragt mehr oder weniger scharf: «Bisch gli fertig?» Wenn das nicht wirkt, so neckt Mädi einem mit dem Besen.

Da wäre die Gesindestube doch noch praktischer gewesen, die wir auf meiner letzten Stelle hatten. Sie hatte aber drei Fehler:

Erstens war sie immer kalt und die Meisterleute wollten nicht, dass man dort jasste.

Zweitens hatte man keine Ruhe vor Rosi, der zweiten Magd. Die rutschte immer um uns herum und wollte jedem die Liebste

sein. Das wäre ja schon noch anzunehmen, aber sie war halt ein grausiger Drecksack.

Drittens war die Gesindestube gleichzeitig das Schlafzimmer der Meisterjungfer.

Anstandshalber mussten wir dann abziehen, wenn sie ins Bett wollte. Das zeigte sie an, indem sie in die Stube kam, die Holzschuhe auszog und bei Nichtverstehen heftig unter den Ofen warf. Wenn wir zum Gaudium hocken blieben, ging's sehr lebhaft zu. Koldernd



„Ich helfe dir grad wachen, wir haben so kürzere Zeit“, sagte Emmi . . .

und polternd schoss Eisi im Haus herum und schlug mit allen Türen Zapfenstreich.

Wenn man gemütlich zusammen sein und dabei nicht halb erfrieren will, da geht man halt ins Wirtshaus oder in den Kuhstall. Da hocken wir auf den Melkschemeln und jassen auf einer Strohbürde. Die Bauern haben es aber lieber, wenn die Knechte früh ins Bett gehen und sich zur Arbeit ausruhen.

Wagenschmieri-Rösti

Mit dem Essen happert es auch an vielen Orten. Meistens fehlt es an der Kochkunst der Bauernfrau. Mit dem Fleisch wissen sie nichts anderes zu machen als Suppe, und viele meinen, gut kochen sei das gleiche wie viel Fett brauchen. Da machen sie dann Gemüse, dass einem das Fett zu den Mundwinkeln hinausläuft. Das lässt man sich noch gefallen. Weniger aber passt es unsereinem, wenn die Meisterleute nach dem Essen noch in der inneren Stube weiter einpacken, während die Meisterfrau vorher am Tisch bei den Knechten sagte: «I cha nid hälfe, es isch halt nüt meh.»

An einem andern Orte war die Frau auf dem Feld bis um elf Uhr. Dann ging sie nach Hause und um halb zwölf konnte man schon essen. Die hat beim Regenwetter den ganzen Tag gekocht und beim schönen nur gewärmt. Dafür war aber immer alles sauer, und Fliegen hatte es auf der Suppe wie Läuse in einer Bettlerkutte.

Dort hatten wir an der Sichleten (Erntefest) Gitzipfeffer. Wer aber sechs Sonntage nacheinander immer wieder Gitzipfeffer hatte, das waren wir. Zu-

letzt war es aber nur noch Gitzibrei und hatte einen Geschmack, dass ich noch jetzt bei stockdunkler Nacht sofort auf 10 Meter Entfernung den Geruch kennen würde.

Eine andere Frau soll gesagt haben, sie nehme zum Röstmachen stets Wagenschmiere. Es sei wunderbar, wie das profitlich sei. «Je weniger me nähm, wie besser wärdi d'Röschi.»

Für freie Station werden in Steuer-sachen im Kanton Bern für Bauernknechte 1300 Franken berechnet.

Die künstliche Wunde

Eine schöne Seite hat aber das Knechtsein auch. Wer es recht versteht zu leben, der kann ein schönes Stück Welt sehen, ohne dass es ihn viel kostet. Es gibt zwar eine Sorte von Knechten, die sind nur im Winter länger als 14 Tage am gleichen Platz. Im Sommer ziehen sie dann den grossen Löhnen nach. Solche Burschen sind aber keine Knechte, die zähle ich nicht zu uns. Das sind Vaganten. Wenn sie schon sieben bis zehn Franken Taglohn haben, so sind sie doch meistens auf dem Hund. Die schaffen immer nur, wenn sie kein Geld mehr haben. Wenn ich Bauer wäre, niemals würde ich einen solchen Kunden als Knecht anstellen. Wenn einer kommt, seine ganze Habe auf dem Rücken oder in der Hand trägt, dazu fast alle Bauern in der halben Schweiz kennt, obendrein blagiert wie ein Kälberhändler, dann kann man sicher sein, dass der Kerl einige Tage arbeitet wie ein Ross, nachher mehr Lohn verlangt und bei Nichtbefolgen am nächsten Dienstag auf den «Knechtenmärit» geht und einen andern Meister anschmiert.



„Hüh zsäme! Eigentlich haben die Pferde noch das bessere Los von uns dreien . . .“

Wir hatten auf meiner letzten Stelle so einen Kerl. Müller hiess er. Knochen hatte er wie ein Gaul, mit seinen Zähnen konnte er Trinkgläser so zermalmen, dass er das Glas, ohne Schaden zu nehmen, schlucken konnte. Seine niedere Stirn war behaart bis auf die Augenbrauen herunter. Als er ankam und seinen umfangreichen Handkoffer auspackte, kam nichts zum Vorschein als eine alte Handorgel, welche er mir sofort als sehr günstigen Gelegenheitskauf anbot, dazu etwa sechs Tabakpfeifen, einige Wetzsteine, ein Dangelhammer und dann noch ein Hemd und eine Hose. Wo die verschiedenen Sachen alle her waren, wusste er selbst nicht mehr. Wahrscheinlich waren es Zugaben zum Lohn, die er sich bei verschiedenen Meistern genommen hatte.

Solche « Hausierer » sind nicht angenehme Kollegen. Ich habe meinen Schrank sofort gut abgeschlossen.

Am andern Morgen trat Müller seine

Arbeit an. Er schaffte wie verrückt. Der Meister hatte seine Freude an dem Burschen. Ich dachte, wart nume! Es war Regenwetter und Freitag. Am Sonntag hellte es auf, und am Montag sollte der Heuet beginnen. Müller blieb am Sonntag schön zu Hause und blagierte, er sei nicht so einer, der am Sonntag in der Pinte hocke und am Montag nachher nicht schaffen möge.

Montag: Wetter schön, Barometerstand veränderlich. Es soll Heu gemäht werden. Müller erklärt, er sollte während der Heuernte mehr Lohn haben. Der Meister wird misstrauisch und will nichts davon wissen. Wenn M. wolle, so könne er in 14 Tagen gehen. M. würde gern schon heute fortgejagt, weil dann der Lohn 14 Tage zum voraus bezahlt werden muss. Ein stummer Streit beginnt.

Dienstag: Schönes Wetter. M. hat eine stark geschwollene Hand und kann nicht arbeiten. Ein Ausschlag zwischen

den Fingern ist ausgebrochen. M. macht Ueberschläge. Tags darauf ist die Sache wieder ziemlich gut. M. kann arbeiten wie vorher. So geht es die ganzen 14 Tage Kündigungsfrist. Meistens bei schönem Wetter kann M. nicht schaffen wegen seiner Hand, welche in der Tat stark geschwollen wird. Aendert das Wetter, so wird auch die Hand wieder besser. Der Meister weiss nicht recht, wie das Ding zusammenhängt. Da wir Arbeit genug haben, bleibt M. doch immer noch hier, da er die Arbeitstage ganz gehörig schafft. Am Tag vor seiner Abreise laufe ich dazu, wie M., der wieder Ferien hat, auf seiner Bude Tannenharz kocht und sich so mit flüssigem Harz die Hand verbrennt. Daher kommt der Ausschlag! Wie er mich sieht, erklärt er, dass er nicht eine Kuh sein und um so kleinen Lohn den Heuet mitmachen wolle. Ein paar Ferientage seien für ihn auch gut. Ich melde dem Meister die Sache. M. fliegt heraus ohne Lohn für die Ferientage. Er zieht ab, indem er über die Bauern flucht, die einem nur behalten, solange man gesund ist und schinden kann. Einige Tage darauf treffe ich ihn im Nachbardorf. Er ist dort als Heuer mit 7 Franken Taglohn angestellt. «Ferien machen ist die grössere Kunst als arbeiten», so meinte er mit lustigem Augenblinzeln.

Solche Gauner laufen dutzendweise auf dem Knechtenmärit herum.

V a g a n t e n - K n e c h t e

An meiner letzten Stelle war ein Melker, der simulierte, er sei beim Grasabladen vom Wagen heruntergefallen, bis die Meistersfrau einem 70jährigen Knecht befahl, ihn mit dem Chaisli in das Spi-

tal zu fahren. Unterwegs wurde viermal eingekehrt. Singend kamen dann die Beiden in den Bremgartenwald, und da musste dem Melker das Kranksein verleidet sein. Er liess anhalten, stieg aus und war verschwunden. Chrigi sagte: «Was han i wölle, i ha ömu nid chönne mit em Chaisli im Wald ume nachefahre.»

Als wir des Melkers Kleiderbündel öffneten, war nichts drin als einige von unsren eigenen Säcken und obenauf ein paar ausgetragene Hosen, vom Melker dabei ein Zettel mit dem Vers:

Frau Meister, Frau Meister,

Ich wünsche ihr viel Glück.

Es lockt mich das Essen zu ihr nicht zurück.

Nicht mag ich dran denken, wie oft sie's verbrannt,

Bald sitz ich am Tisch bei andren Bauern im Land.

So machen es die Saisonarbeiter. Die kommen aber später meistens in die Anstalten.

Ich für meinen Teil kann diese Manieren nicht annehmen. Ob ich dazu zu dumm oder zu schlau bin, das wird die Zeit lehren. Ich meine halt immer noch, ich könnte es vielleicht einmal zu etwas bringen. Aus diesem Grund bin ich selten auf einer Stelle länger als ein bis zwei Jahre. So lerne ich die Landwirtschaft kennen, dabei auch Land und Leute, und kann, wenn ich sparsam bin, im Jahr 500 bis 700 Franken auf die Seite legen. Wenn ich aber bedenke, dass ich so je auf einen grünen Zweig kommen sollte, da will mir doch alles verleiden.

Die Bauern sind aber viel selber schuld, wenn die Knechte liederlich werden. Sie

sollten unsereinem mehr als ihre Mithelfer und ihresgleichen behandeln, als dass sie uns immer wieder das Knechtli spüren lassen. Mancher hat als jung gute Vorsätze und wird später ein Lump, weil er durch die ganze Ordnung gezwungen wird, Anschluss an obgenannte Saisonarbeiter zu suchen, wenn er überhaupt irgendwo Anschluss haben will.

Nur ein Knechtli

Im Kanton Freiburg war ich als Melker tätig. Wir unter uns (wir waren nämlich vier Melker im gleichen Rang. Obermelker war da keiner) waren ganz wohl da. Lohn hatten wir viel mehr als die Karrer und als die Praktikanten, aber wir waren eben « nur die Melker ». Wir gingen viel zusammen auf den Tanz und waren dort immer recht gut angesehen — als Tänzer. Walzer, Polka und Schottisch, alles konnten wir aus dem ff. Am besten von uns vierten tanzte der Gasser Rüedu. Von Rüscheegg war er, und links- oder rechtsum Walzer war ihm alles eins. Ein flottes Bürschchen war er. Sein Schnurrbärtchen drehte er so schön spitz, man hätte gesottene Säuhärdöpfeli dranspiessen können. Keine schlug ihm einen Tanz ab.

Aber mit einer bessern Tochter ein « Gschleipf » anfangen oder mit einer nach Hause gehen, das wollte ihm einfach nie geraten. Wo lag der Haken? Man sah ihm halt den Melker von weitem an, und er konnte nicht blagieren. Hätte er gesagt, er sei Bauernsohn, und wäre sein Heimetli noch so klein und wären auch 18 bis 20 Geschwister und alles voll Schulden, ich mache eine Wette, die Mädchen wären ihm nur so an den Hals gesprungen. So aber war er ein gu-

ter Tänzer, aber « nume e Mäucher ». Das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben und gebe mich seither als Praktikant, Meisterknecht oder sonst was aus.

Gfeller, der 60jährige Jungviehhirt, hat mir auch einmal seine Geschichte erzählt. Er war Melker im Schangnau. Sie eine Sennentochter in der Nähe. Ein ganzes Jahr lang war er fast alle Samstage bei ihr z'Chilt und schlief bei ihr. Da kam ein Bauernsohn. Das Melkerli konnte abziehen und wurde obendrein noch ausgelacht. Ein Vierteljahr ging der andere zu ihr. Dann musste er eine andere heiraten. Gfeller wäre jetzt wieder gut genug gewesen. « Aber gottlob han i e herte Gring gha », sagte er.

Sie bekam ein Kind. Der Bauernsohn versprach Gfeller 1000 Franken, wenn er die Geschichte auf sich nehme. Aber oha, « I bi vorhär e Löl gsi, jetz chasch du ne o sy », gab Gfeller zur Antwort, packte seine sieben Sachen und verliess das Emmental. « Es sy alls schlächt Cheibe dert, » sagte er « grad wie a allne angere Orte », fügte er später hinzu.

Ein Knecht darf nicht heiraten

Man muss es aber auch begreifen, wenn so ein Melker oder Knecht bei den Mädchen nicht viel Chancen hat. Was soll auch unsereiner mit einer Frau anfangen? Ja, wenn es mehr Bauernwesen hätte, wo Wohnung für verheiratete Dienstboten vorhanden wäre! Aber auch da ist nicht alles günstig. Es sollte dann noch Arbeit für die Frau vorhanden sein. Was soll sie anfangen, wenn sie nicht etwa stricken oder nähen gelernt hat? Solange keine Kinder da sind, geht es

noch an, dass der Mann Knecht ist und die Frau Magd. Da haben beide ihr Auskommen. Wenn aber einmal Kinder kommen, da ist meistens das Magdsein fertig. Die Bauern wollen eben Dienstboten, die das ganze Jahr schaffen können. Aus diesem Grunde bleibt der grösste Teil der Knechte ledig. Es kommt, soviel ich bis dahin gesehen habe, selten vor, dass einer heiratet, wenn er nicht gerade muss. — Das kommt aber oft vor.

Nur ein Beispiel. Er heisst Alfred, sie Emmi. Alfred war Melker bei X. Emmi war dort Magd. Alfred war ein prima Melker und dazu ein flotter Bursche, überall beliebt. Emmi war eine Magd, wie's viele gibt, gut zum Mistzetten, Grasrechen, Kartoffelnauflesen, aber ganz unselbständig. Wenn eine dazu noch einigermassen friedfertig ist, so ist das eine Magd, wie man sie wünscht. Für die besseren Arbeiten ist ja die Meisterfrau da. Alfred ist bei Spiel und Tanz gern dabei und lernt dort ein anständiges Mädchen, die Tochter eines Kleinbauern, der früher auch Melker war, kennen. Das passt dem X nicht in den Kram, da im Fall einer Heirat Alfred zu seinem Schwiegervater ziehen würde. Eines Abends muss Alfred einer Kalberkuh wachen. Er hat den ganzen Tag gehörig geschafft und sitzt jetzt müde und schläfrig auf dem Stallbänkli. X kommt mit einer Flasche Wein und setzt sich zu ihm. Sie schwatzen über alles mögliche und unter anderm rühmt X auch Emmi. Die Flasche wird leer. X erzählt noch ein paar dreckige Witze, von welchen er ganze Steinkratten voll auf Lager hat, und dann sagt er gute Nacht und « rüef de nume, we's sött nötig sy ». Es rückt gegen Mitternacht. Alfred blickt

nach der Kuh, die immer noch stampft und in den Wehen abliegt und aufsteht.

« Das geit no lang, bis die chalberet », denkt er und nickt ein. Da öffnet jemand die Stalltüre. Es ist Emmi.

« Der Meister hat mich geschickt, ich soll dir noch etwas Zimis bringen. »

Sie ist nur in Unterrock und Pantoffeln. Sie setzt sich zu Alfred und schenkt ihm ein: « Ich helfe dir grad wachen, wir haben so kürzere Zeit. »

Woher es kommt, weiss niemand; aber am andern Tag tuscheln es sich die Weiber zu: « Emmi muss dem Alfred wachen helfen » usw.

An ihren Blicken sieht man, was sie dabei denken. Sie wissen schon, wie's geht. Sie waren auch einmal jung. Alfreds Schatz wird auch unterholt. Sie gönnt ihm das Maul nicht, als er das nächste Mal zu ihr kommt. Er geht zum Trotz gerade zu Emmi.

U n t e r m B e s e n g e t r a u t

Nach einem halben Jahr muss er Emmi heiraten und drei Monate später ist der erste Bub schon da. Alfred bleibt Melker bei X und Emmi Magd, bis das nächste Kind erwartet wird. Da muss X eine andere Magd haben. Emmi kann ihren Pflichten nicht mehr nachkommen. Das junge Ehepaar muss jetzt froh sein, dass X ihnen eine Wohnung im alten Haus freimacht. Diese Wohnung besteht aus einer Küche, in der zwei Parteien kochen. Nebenbei gesagt, ist die Küche die Rauchkammer vom X und er ist froh, wenn überhaupt jemand dort kocht, damit sein Fleisch geräuchert wird. Zur Küche gehört ein Zimmer. Der Fussboden dort sieht so aus, dass der Tisch mit Backsteinen unterlegt werden muss, da-



„Nachts gehen hie und da zwei, drei der Ehemänner und freveln ein dörres Tannli . . .“

mit er nicht nur auf drei Beinen steht. Für diese Wohnung zahlen die Eheleuten 17 Franken Zins im Monat und dazu müssen sie noch acht Tage im Jahr abverdienen, d. h. taglöhnern. Alle Jahre gibt ihnen der Bauer in seinem Kartoffelacker Pflanzland. Per Ar müssen sie dafür drei Tage abverdienen. Da Alfred bei X Melker ist, kann er nicht noch Taglöhne abverdienen. Seine Kartoffeln muss er nach Feierabend hacken und jäten. Die ganze Taglohnabverdienerei muss die Frau besorgen, wobei für Frauentaglöhne nur drei Viertel angerechnet werden.

Vom Haushaltführen versteht Emmi soviel wie eine Kuh von einer Violine. Dazu kommt alle Jahre ein Kind, so dass die Stube bald aussieht wie eine Mistgrube voll Käfer. Die Gemeinde, sowie gute Frauen helfen mit Geld, Lebensmitteln und Kleidern die Familie durchschleppen. Der älteste Bub wird jetzt 10jährig und wird nächstens bei einem Bauern als Käsereibub antreten müssen.

Im Dorf hat es drei solche alte Häuser. In jedem sind zwei solche Familien. Für Brennholz sorgen am Tag die Kinder, und nachts gehen hie und da zwei, drei der

Ehemänner und freveln ein dürres Tannli. Kommt nichts aus, gut; kommt es aus, so will jede Partei die bessere sein und es gibt wüsten Krach. Oft werden die Weiber handgemein und auch das Maul behalten sie dabei nicht im Sack. Da bringen sie einander alte Sünden aus. Letzt hin hielt ihre Nachbarin der Emmi vor, ihr erster Bub gleiche mehr dem X als dem Alfred.

Solche und ähnliche Geschichten könnte ich noch viele erzählen.

Erziehung zum Knecht

Welchen Weg gibt es für den Bauernknecht, selbständiger Bauer zu werden?

Auf jeden Fall liegt der Weg, der zu wählen ist, im Knecht selber. Auf verschiedene Arten ist es schon probiert worden und geglückt oder nicht geglückt. Die Hauptsache ist eben, dass der Knecht noch soviel Energie und Ausdauer von sich aus aufbringt, dass er sich bis ans Ende durchbeissen mag.

Hier liegt aber meistens die grosse Schwierigkeit. Ebensogut kann man fragen: « Welchen Weg gibt es, um aus einem Arbeitsochsen ein Luxuspferd zu machen? » Sehr oft fehlt eben schon zum voraus die Anlage, selbständig zu denken und zu handeln. Wenn sie aber noch da ist, wird sie in den meisten Fällen unterdrückt. Man denke sich, schon der zwölfjährige Bub kommt zum Bauer. Am Morgen um 6 Uhr muss er in die Käserei.

« Pressier de chlei, süsch magsch nid i d'Schul beho! » rufen sie ihm noch nach, wenn er abfährt. Geschwind in die Käserei, geschwind in die Küche, das Morgenessen verschlingen, dann geschwind in die Schule, und dort meistens zu spät kommen. In 75 Fällen von 100 wird ihn dort der Lehrer oder die Leh-

rerin strafen wegen zu spät kommen, dann sind etwa noch die Finger nicht sauber gewaschen, oder der Bub schläft während der interessanten Schulstunde ein, dann muss er um Schulschluss dableiben, kommt wieder zu spät nach Hause und wird vom Meister angeschnauzt usf. Zuletzt gewöhnt man sich daran. Wenn's heisst « Hüh zsäme », so geht man, wenn's heisst ho, so steht man, und wenn der Teller voll ist, so isst man. So wird der « gute » Bauernknecht gezüchtet. Am Abend ist er zu müde, um noch eine Zeitung zu lesen. Sobald Feierabend ist, geht er ins Bett, um am Morgen gewohnheitsmässig schlags um die gleiche Zeit wieder zu erwachen oder sich wecken zu lassen. Ich habe mit vielen Kameraden gearbeitet, denen man keinen Mangel an Auffassungsvermögen nachweisen könnte, die auch neun Jahre in die Schule gegangen sind. Sie können nicht einmal mehr recht lesen, geschweige denn schreiben. Ja, es gibt sogar viele, die einen grossen Teil ihrer Sprache verloren haben und mit « Ja » und « Nein » und « He? » so ziemlich auskommen.

Früh auf, spät nieder,

Iss gschwind und spring wieder!

Das ist so in grossen Zügen das Leben des Bauernknechtes.

Der Glückstern

Glücklicherweise gibt es aber auch gute Meisterleute und vernünftige Erzieher. Auch die Eltern eines Bauernknechtes können vernünftig sein. In solchen Verhältnissen ist mein alter Freund Heinrich aufgewachsen. Er wurde Melker. Seinen Lohn hat er auf die Sparkasse gebracht. Mit 28 Jahren hat er durch Sparsamkeit und Glück (wie er sagt) in der Auswahl seiner Meisterleute seine

6000 Franken auf der Seite gehabt. Den Gedanken, selbständig zu werden, hat er zwar nicht ganz aus sich selber herausgebracht. Sein Schatz, eine muntere, ruhige Weissnäherin, die aber als Kind viel bei ihrer Gotte, einer herzensguten Bauernfrau war, war die Triebfeder. Geld hatte sie auch keins, als was sie bis zu ihrem 23. Jahre zusammengespart hatte, aber Energie und Courage hatte sie. Sie war es, die Heinrich dazu trieb, ein in der Nähe gelegenes Heimetli, « zum Glückstern » hiess es, zu kaufen.

Einer von Heinrichs frühern Meistern war Bürge, der Mann von Lisis Gotte streckte ein paar tausend Franken vor, auf den Rest kam eine Hypothek, und Heinrich konnte beginnen. Die 6000 Franken langten gerade zum Ankauf von zwei guten Milchkühen und dem nötigen toten Inventar. Lisis Geld blieb als Betriebskapital in Reserve. Das erste, was zu den zwei Kühen kam, war ein Mutterschwein. « Arbeit und Hunger habe ich im Anfang ja mehr gehabt als als Melker. Aber mir si ömu fürcho, gäll Muetter. » Das sagte er, als ich ihn einmal im « Glückstern » besuchte. Daraufhin hat er mir seinen Betrieb gezeigt. Im Stall stehen jetzt nach 28 Jahren drei Kühe und ein Rindli. Die Schweineställe sind mit zwei Mastschweinen und einem Mutterschwein mit zwölf Jungen besetzt. Zum Heimetli hat Heiri noch drei Jucharten Land kaufen können. « Bezahlt ist noch lange nicht alles, aber wir bringen wenigstens den Zins heraus und können jedes Jahr etwas vorwärts machen. » So sagt er, und ist dabei glücklich und zufrieden. « Wenn mich das Heimetli nicht reute, würde ich jetzt ein grösseres Gut übernehmen, aber meine Töchter

wollen ja sowieso später einmal nicht bauern, man verdiene in einem andern Beruf mehr, und weniger mühsam. » — Ob ihnen das die Mutter gesagt hat ? —

Vom Meister zum Knecht

Anders ist es dem Miggu ergangen, der mit mir in der gleichen Stelle als Karrer war. Er war ein guter, treuer Bursche, arbeitsam und geizig. Nie hätte er ein Bier oder einen Tropfen Wein getrunken, wenn er ihn selber zahlen musste. Für 20 Rappen hat er einmal einen Engerling verschluckt. Obschon es ihm nachher sterbensübel war, hat er doch noch geglaubt, « däne Tonnere ha-n-i's greiset, die hei mer ds Zwänzgi müesse gäh ». Dieser Miggu hatte vor Jahren ein kleines Erbli gemacht, ungefähr 10,000 Franken. Mit seinem Bruder zusammen hat er daraufhin ein Heimetli von zirka 10 oder 12 Kühen übernommen. Es wollte aber nicht recht gehen. Die Knechte wollten nicht bei ihnen bleiben und auch sonst haben die beiden nicht viel Rechtes zustande gebracht. Bald hatten die zwei ihre paar tausend Franken verfuhrwerkt und mussten wieder verkaufen. Miggu ging nachher wieder als Karrer, wo er sehr gut seinen Platz versieht. Er muss halt eben jemand haben, der ihm befiehlt. Er kann eben nicht selbständig wirtschaften, obschon er im Schulzeugnis fast alles « sehr gut » hatte. Was ist hier schuld ?

Alter ist ein schwerer Malter

Was macht nun der alte Bauernknecht. Im Liedli heisst es :

*Aer schaffet wie e Acherstier,
U isst u trinkt, 's verschprängt ne schier,
U 's isch im vögeliwohl,
U 's isch im vögeliwohl.*

Wenn er aber nicht mehr schaffen mag, ist es sehr oft mit dem Essen und Trinken auch fertig. Zum Beispiel Chrigi. Er war seiner Lebtage in manchem Platz als Karrer, Härdknecht und auch als Handlanger. In seinen jüngern Jahren hat er noch etwas zusammengespart. Das haben ihm die Verwandten abgeschwatzt und nicht mehr zurückgeben « können ». Jetzt ist Chrigi ein alter Schnäpseler, der sein kleines Löhnchen von 5 Franken per Woche regelmässig vertrinkt und dann im Dusel fängt er an zu blagieren und macht die Meisterleute aus. Was soll er aber anderes machen, als am Sonntag in die Pinte gehen? Er ist geistig noch zu regsam, dass er ganze Tage daheim im Bett bleiben könnte. Wenn er dann « Einen » hat, so gibt sich wenigstens jemand mit ihm ab, wenn er zu poleten anfängt. Der Meister hat aber bald genug von ihm. Einer, der bloss noch da ist zum Runkelnputzen, Holzspalten und Kartoffelschinten, soll das Maul nicht so voll nehmen. Da Chrigi beim Grasen und Draussenliegen die Gliedersucht aufgelesen hat, ist er als arbeitsunfähig angemeldet und wird nächstens von der Gemeinde nach der Armenanstalt versorgt.

Liebu hat es seiner muntern Art zu verdanken, dass er nicht auch schon lange versorgt ist. Da er sich durch Erkältung eine Blasenschwäche zugezogen hat, sich obendrein in den letzten zwanzig Jahren wohl nie mehr gewaschen hat, stellt ihn niemand mehr als Knecht ein. Als Gelegenheitsarbeiter findet er in der Gegend aber immer bald hier, bald dort ein Plätzchen, wo er im Stall liegen kann. Obschon er keine grosse Arbeit mehr leistet, wird er überall geduldet. Er singt

dafür ein Liedlein, gibt seine Lebensweisheit und Erfahrung zum besten. Auch macht er Besuche bei seinen Bekannten: « Nume für cho z'luege, ob no läbsch. » Dafür will er aber ein Glesli oder einen Zwanzger. « Soo, d'Vagante sy o Lüt! » Das ist sein Wahlspruch.

Ganz selten kommt es vor, dass ein Knecht bei seinen Meisterleuten bleiben kann, wenn er zu alt wird. Wenn einer Geld hat, kann er seinen Lebensabend etwa bei Verwandten beschliessen. Alte Knechte mit vier bis zehntausend Franken Vermögen trifft man noch hin und wieder an. Wenn aber nicht irgendwo ein ganz leichtes Plätzchen zu finden ist, so ist das zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben. —

Darum rate ich jedem jungen Burschen auf dem Land: Lerne einen Beruf. Bauernknecht kann einer dann immer noch werden. Wer nicht Aussicht hat, einmal Meisterknecht oder Verwalter zu werden, der soll nicht Hoffnung auf Vorwärtskommen haben. Es sei denn, dass ihm ein glücklicher Zufall zu einer reichen Frau verhelfe. Auch da noch hat er dann alle Aussicht, dass er bei seiner Frau Knecht bleiben muss. Im grossen ganzen hält man sich am besten an das Sprichwort: Keine Regel ohne Ausnahme. Auf die Ausnahmen hofft fast jeder Knecht, verlebt dabei seine schöne Jugendzeit, sieht die Welt und wird langsam ein altes Kind oder ein Landstreicher.

Selber einmal Bauer werden, das möchte jeder Knecht. Wer zähe genug ist, der bringt's auch am Ende noch dazu und braucht dann fürs erste niemandem mehr zu gehorchen als seinen Gläubigern und seinen Knechten, wie die meisten andern Bauern auch.